Städtischer Betrieb.

John Ritsch, Esq., tritt entschieden dafür ein. — Seine Begründung der Vortheile von „Municipal Ownership".

Mister Editer!

Ich sein äbsolutli in Fävor darvo. Nämlich mjunissippel Ownership vun die Strietcars un Eleväter-Roads un tiefe Subway-Bahne.

Nit vielleicht wege Meim Freddie, wo es in keine Büsneß lang aushält, weil in jedem Büsneß sei Boß sich immer einbild't, er, der Boß, wär schmarter wie er, der Freddie, nit wege dem Freddie, Mister Editer, der en schöne lebenslängliche Civilförwiß-Riform-Versorgungs-Tschab als Superintendent oder Tschief-Inspektor oder so was mit eme gute Sellerie un wenig ze thun bei die städtische Strietcars kriege müßt, no Sör, nit wege dem Freddie, sonnern an Prinzippel sein Ich for mjunisippel Ownerschip.

Erstens emol saundet es sehr gut. Awwer des is Nebesach. Jedefalls wär es e gutes Ding for die Piepels un des Poblik. Dann, wann die Strietcars erst mjunisippel Ownerschip-Prapperty wärn, da könnt des Poblik schur sein, daß jedes Jahr vier, fünf Woche lang bevor der Electschen genug Cars laafe thäte. Un des wär doch schun e großes Improvement.

Daß zwei, drei Cars an Einem vorbeifahrn mitaus ze stappe, wie es jetz gesicheht, da derfor bräucht mer bei mjunisippel Ownership aach kei Angst mehr ze hawwe. E Mann wie Ich, der Pull beim Distrikttlieder hot, for den ihät jede Car schtappe, Ich mach e Wett.

Wo awwer des Hauptbenefitt derbei erei timme thät, des wär, daß des Poblik keine so große Respett vor die Kondukters mehr ze hawwe braucht, wann die blos städtische Employies wärn, statt wie jetzt Eipresentiffs von ener große Korporäschen, wo mer nix dergege sage derf, mit aus Angst hawwe ze müsse, daß die Leit denke, mer wär e Soschälist oder en Anärkischt.

Uewwer die Korporäschen selwer ze schimpfe, des is jetz sehr schlechter Steil. Des thun blos Lumpe, wo nix hawwe. Dergege üwwer des Goverment ze schimpfe, des is einige Zeit in Ordnung, weil es e Volksregierung is, un mer werd doch hoffentlich uff's Volk schimpfe derfe.

Blos, wo Ich in Fävor dervo wär, wann mjunisippel Ownerschip eigeführt werd, daß es vorher bei Law gefixt werd, wer die Nickels kriege soll. Dann mer weeß ja, wie schwer es is, de Mann höher enuff, wo des Geld kriegt, auszefinne, wann er nit in dere Order appointed is.

Ich wär aach derfor, die Konduckers, wann sie erst städtische Employies sein, diseits der Juniform en Polieskнüppel ze gewwe, wo awwer of course mit derselbe zarte Rücksicht un Distreschen gejust wern müßt, wie jetzt vun die Poliesmänner gege Leit, wo nit sei angezoge sein. Jedefalls thät e Knüppel der Aufforderung, leidli ze steppe, große Nachdruck gewwe.

Un dann, Mister Editer, müsse Sie Eins bedenke in Fävor vun mjunisippel Ownerschip: Streits thät's dann nimmer gewwe. Oder hawwe Sie schun emol gehört, daß e Mann, wo en Tschab bei der Zitty hot, den freiwillig uffgewwe hätt?

E anneres Argument in Fävor vun mjunisippel Ownerschip is wege die Freibilletter. Jetz kriege blos Aldermen, Poliesmänner, Letter-Cärriers un annere höhere Würdeträger Friepässes for umsonst ze fahrn. Wann es awwer erst der Zitty gehört, da denk und hoff Ich, daß e Mann, vun dem mer weeß, daß er Influenz hot un daß er Wohts kontrollt (des könnt Ich leicht pruve beim Tschalli) nit nor Freibilletter for sich un Fämili un Frents, sonnern als emol e paar spescheil Preivätcars for e Trolley-Party kriege kann. Unser Aldermän verkehrt jede Tag beim Tschalli, un wann der es nit for Mich fixe könnt, dann möcht Ich wisse, wer's kann.

Deswege — un for annere Riesens, Mister Editer, wo nit hierher gehörn, sein Ich in Fävor for mjunisippel Ownerschip, un ich will hawwe, daß Sie in Fävor dervo schreibe.

Mit diesem Wunsche sein Ich einstweile so lang

Mit Rigards
Yours
John Ritsch, Esq.

Ich denk, Kommischner of mjunisippel gewonte Strietcars opstärs, daunstärs un ze ebener Erd, des müßt gar kee schlechter Tschab sei. Un wann er's nit is, könnt mer ihn ja derzu mache.

Nit, als wann Ich de Tschab hawwe wollt, Mister Editer, awwer in Gäs, daß des Amt Mich suche thät — well, Ich thät mit Mir rede lasse. Säpeientei sat. Des heeßt uff Deitsch: Es is e schmarter Mann, wo e gutes Ding kennt, wann er es seht.

Ihne des Nämliche wünschend
Der Obige Esq.

Von Schillers vaterländischer Bedeutung.

Wir lesen in der Nationalliberalen Correspondenz: Zu guter Stunde wird ein Brief mitgetheilt, den die Königin Luise im Jahre 1809 schrieb. Darin heißt es: „Auch in meinem Schiller habe ich wieder und wieder gelesen. Warum ließ er sich nicht nach Berlin bewegen? Warum mußte er sterben? . . . . . Lesen Sie nur die Stelle: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre." Kann diese Stelle trügen, und ich kann noch fragen, warum ersterben mußte? Wen Gott lieb hat in dieser Zeit, den nimmt er zu sich." Dieser Brief ist abgefaßt vor der Zeit der Freiheitskriege, in denen Theodor Körner im Geiste Schillers auf die Nation einwirkte, als Dichter wirkte. Wer sich nicht darüber im Unklaren ist, in welchem Maße die Königin Luise Einfluß ausübte auf ihre beiden Söhne, den nachmaligen König Friedrich Wilhelm der Vierte und Wilhelm der Erste, wird auch die erziehliche Bedeutung, die ihre Vorliebe für Schiller auf die Entwicklung der Prinzen gewann, nicht unterschätzen. Als Prinz Wilhelm nach der Berliner Revolution fliehen mußte und erfuhr, sein Haus unter den Linden sei als Nationaleigenthum in Anspruch genommen worden, lächelte er und sagte, an seine Brust schlagend: „Hier dies Herz gehört der Nation, nicht mein einfaches Haus." Nur wer mit seinen Erinnerungen noch in die Zeit der Vorbereitung der Wiederaufrichtung von Kaiser und Reich zurückzugehen vermag, schätzt den Werth richtig, den Aufführungen von Schillers Tell in langen Jahren für die Befestigung und Erstarkung des Nationalbewußtseins hatten.

Tragödie in einer Mäusefamilie.

Welch tragische Vorgänge sich zuweilen im Thierleben abspielen, und in welch schönem Lichte sich dabei mitunter die thierische Mutterliebe zu erkennen gibt, das zeigt folgender verbürgter Vorfall in einer Mäusefamilie. Ein Landwirth im Braunschweigischen erhielt eines Tages den Besuch eines Verwandten und machte mit demselben einen Spaziergang durch die Felder. Dabei trafen sie einen Mann, welcher mit einem Knechte beschäftigt war, einen Haufen Mullerde wegzufahren. Sie unterhielten sich mit dem Besitzer des Fuhrwerks und sahen dann, wie eine Maus dem Mullhaufen entschlüpfte, die der Knecht sofort durch einen Schlag mit der Schaufel tödtete. Ein Gewitter hatte schon einige Zeit gedroht, jetzt begann es zu regnen, und die vier Männer suchten vor den bald stark niederstürzenden Güssen Schutz unter dem Wagen. Ueber den aufgewühlten Mullhaufen ergoß sich das Wasser massenhaft und spülte endlich ein stark bevölkertes Mäusenest frei. Die Jungen waren noch unbehaart, und dem zudringenden Wasser ausgesetzt, darin sie ertrinken mußten. Die Mutter — denn sie war allein, da der Knecht zuvor das Männchen erschlagen hatte — nahm nun ein Junges in die Schnauze und lief damit fort, sie schwamm über den mit Wasser angefüllten Straßengraben und barg das Junge unter einer Brücke. Sechsmal kehrte die Alte zurück und jedesmal trug sie ein Junges in der Schnauze den beschwerlichen Weg unter die Brücke. Die stillen Beobachter unter dem Wagen waren über diese große Mutterliebe einer Maus so gerührt, daß keiner von ihnen den Thierchen ein Leid zufügen konnte.

Auch ein salomonisches Urtheil.

Vom ostasiatischen Kriegsschauplatz wird folgendes Stückchen erzählt, das, wenn es sich auch nicht buchstäblich so zugetragen haben sollte, doch wenigstens gut erfunden ist.

Zwei Chinesen, von denen der eine drei, der andere zwei kleine Brote hatte, waren im Begriff, ihren Mundvorrath gemeinschaftlich zu verzehren, als ein vom Hunger geplagter russischer Offizier sich zu ihnen gesellte mit der Bitte, ihn an dem frugalen Mahl theilnehmen zu lassen, was ihm auch bereitwilligst gewährt wurde. Nach beendeter Mahlzeit übergab der Offizier den beiden Chinesen eine Fünfrubelnote, über deren Vertheilung sie sich nicht einigen konnten, da der Besitzer der drei Brote dem andern nur zwei Rubel lassen wollte, während dieser die Hälfte des Geldes beanspruchte. Man ging also zum Dorfschulzen, der den Streit damit schlichtete, daß er dem Kläger gar nur einen Rubel zusprach, dem anderen aber die vier, und zwar auf Grund folgender Erwägung: Es darf als wahrscheinlich angenommen werden, daß jeder der drei Theilnehmer gleichviel Brot verzehrt hat, also fünf Drittel Brote. Von seinen zwei Broten hatte Kläger dem Offizier demnach nur ein Drittel gespendet, der Beklagte aber vier solche Theile, deshalb mußten sie auch die fünf Rubel dementsprechend unter sich theilen.

Abergläubisch.

Räuber — nachdem er dem Ueberfallenen alles abgenommen): „Heide morgen sind Se jedenfalls mit'm linken Beene zuerst aus 'm Bette gestiegen!?"

Episoden aus der Schlacht bei Mukden.

Die strenge Handhabung der Censur auf beiden Seiten der Kämpfenden um Mukden verhinderte es, daß während der Fortdauer der Operationen genauere Schilderungen von Einzelheiten gemeldet werden konnten. Erst später erhielten englische und russische Blätter Berichte über einzelne Episoden, die zeigen, mit welcher Hartnäckigkeit und Tapferkeit auf beiden Seiten gekämpft worden ist. So schildert ein englischer Correspondent bei Oku's Heer die von ihm beobachtete Erstürmung des Dorfes Kankhachien durch die Japaner am 6. März; die von diesem Tage datirte Meldung wurde bis zum 11. März von der Censur aufgehalten. Der Angriff auf das Dörfchen, das 6 Kilometer westlich von der Eisenbahn liegt, wurde eröffnet durch eine heftige Beschießung aus Feldgeschützen und Haubitzen, die hinter einem aufgegebenen Eisenbahndamm im Südwesten aufgestellt waren. Die russischen Kanonen im Osten des Dorfes zwangen durch ihr Feuer die Japaner, mehr Artillerie heranzuschaffen. Der Kampf dauerte bis zum Nachmittag. Die japanischen Granaten hagelten nur so in das Dorf und auf die russischen Artilleriepositionen. Um zwei Uhr wurde die Beschießung noch heftiger, und die Schrapnells und Perkussionsgranaten steckten die Dächer der chinesischen Häuser in Brand. Um drei Uhr verließ General Oko sein Zelt am Fuße des Hügels und beobachtete zu Pferde das Schlachtfeld. Nach einigen Minuten begann der Infanterieangriff, der von der berühmten Division aus Nordjapan ausgeführt wurde. Zuerst stürzten zwölf Mann aus einem nördlich gelegenen Dorfe etwa hundert Meter über die Ebene vor und suchten dann Deckung. Ihnen folgten mehrere kleine Abtheilungen; als eine Compagnie beisammen war, wurde der Angriff in derselben Art fortgesetzt. Die russische Artillerie überschüttete sie mit ihrem Feuer, aber das hielt den Angriff nicht auf. Die Japaner fielen zu Dutzenden nieder und blieben liegen, wo sie gefallen waren. Manche Verwundeten erhoben sich beim Vorrücken noch einmal; aber von fünf Mann kam immer nur einer an. Gleichzeitig begann das Vorrücken auf die westliche Seite des Dorfes. Die Russen beschossen die Stürmenden heftig und tödteten und verwundeten viele; jedoch auch hier wurde die Vorwärtsbewegung keinen Augenblick aufgehalten. Das Gewehrfeuer riß breite Lücken, aber immer wieder rückten die Japaner stoßweise vor. Schließlich kam der letzte Stoß, die Mannschaften verschwanden im Dorf. Nun begann das Gewehrfeuer auf der andern Seite des Dorfes. Die japanische Artillerie nahm ihre Thätigkeit wieder auf, bis die Einnahme des Dorfes telephonisch gemeldet wurde. Sofort wurde der Angriff auf das nächste Dorf begonnen.

In dem Kampfe um den Beresnew-Hügel war eine Compagnie Russen auf drei Seiten vom Feinde umringt. Verzweifelt kämpften sie, bis alle ihre Patronen erschöpft waren, und auch dann noch zogen sie sich nicht zurück, obgleich die anderen Theile des Regiments bereits den Rückzug angetreten hatten. Unter tödtlichem Feuer harrten sie aus, bis ein schriftlicher Befehl ihres Führers sie zum Rückzug zwang. Bei der Brücke über den Schaho wurde ein Wäldchen ein halbes Dutzend Mal von jeder Seite abwechselnd genommen. Als schließlich die Japaner Herren des Terrains blieben, lagen auf dem Boden fast so viele Leichen, wie der Wald Bäume zählte. An einem Tage wurde der Putilowhügel von 2500 Granaten aus Belagerungs- und Feldgeschützen bombardirt. Die japanische Garde, die auf dem russischen linken Flügel operirte, griff einmal dreizehn Mal an, durch ein vernichtendes Feuer hindurch und über Drahtverhaue hinweg, bis sie endlich die Stellung einnahm. In den verzweifelten Lagen brauchte man auf beiden Seiten manche List. Einmal lockten die Russen eine kleinere Anzahl Japaner dadurch heraus, daß sie einander zuriefen: „Brüder, alle unsere Patronen sind verbraucht!" Als die Japaner auf sie zustürzten, empfing sie eine furchtbare Salve, die über hundert tödtete. In einem anderen Fall rächten sich die Japaner dadurch, daß sie sich umdrehten und anscheinend auf ihre eigenen Leute feuerten. Die Russen glaubten, die Angegriffenen wären ihre Landsleute, sie schlossen sich ihnen an, wurden umzingelt und alle getödtet oder gefangen.

Ueber die Zustände, die während der Schlacht in dem so heiß umstrittenen Mukden selbst herrschten, liegen einige russische Meldungen vor: In Mukden nahm das Leben bis zum 7. März seinen gewöhnlichen Verlauf, obgleich der Kampf in allen Richtungen rund um die Stadt tobte. Der Ort war voller Wagen, die theils nach Norden, theils nach Süden gingen und mit Proviant oder mit verbundenen Soldaten beladen waren. Auf der Eisenbahn herrschte eine fieberhafte Thätigkeit, aber die Bewohner dachten nicht daran, die Stadt zu verlassen. Auf den Dächern, Thürmen und selbst in den Baumgipfeln saßen Russen, Chinesen und Orientalen verschiedener Rassen, die die Kämpfe beobachteten. Die Russen leisteten tapferen Widerstand gegen die Angriffe der Japaner. Die russischen Offiziere und Truppen meinten, sie dürften keinen Zoll breit weichen; denn hinter ihnen lag Mukden mit seinen zahlreichen Verpflegungsdepots, seinen Artillerievorräthen und Lazaretten, seinen Munitionszügen und seinem Artilleriepark. Der 6. März besonders wird von denen, die auf dem Schlachtfeld waren, nie vergessen werden. Das Feuer der Kugeln und Granaten erfüllte die Luft — der Kampf begann schon bei Tagesgrauen — und erstreckte sich über einen Raum von 30 Werst (1 Werst i. gl. 1067 Meter) Länge und 10 Werst Breite; die Schrapnells fielen in dichtem Regen über das Feld. Einige Abtheilungen standen schon fünf Tage unter Feuer, hielten aber muthig und mit erstaunlicher Geduld aus. Der schreckliche Kampf währte den ganzen Tag und die folgende Nacht mit abwechselndem Glück.

Eine Orgeldreher-Goldtragödie.

Hirtenburschen oder Metallsucher, welche zu Tres Alamos Springs, im Arizona'er County Yavapol, rasteten, um ihren Durst zu stillen, haben gelegentlich über eine Klippe, oder zwischen den Aesten eines Dattelbaumes, zu ihrer größten Ueberraschung ein Gesicht lugen sehen, das kaum etwas anderes als ein Affengesicht sein konnte. Das war immer nur ein flüchtiger Moment, denn diese Thiere sind höchst scheu.

In der That treibt hierherum ein kleines Rudel Affen sein Wesen. Wie sie, oder ihre Vorfahren, hierher kommen, darüber wird neuerdings folgende Geschichte erzählt:

Vor vielen Jahren waren drei italienische Orgeldreher mit ihren Aefflein auf dem Weg von Ehrenburg nach Prescott, Arizona. An einem Platz seitab, wo sie unter dem Schatten eines Palo Verde-Baumes rasteten, fanden sie einen alten Mojave-Indianer, welcher dem Verdursten nahe war. Sie gaben ihm zu trinken und zu essen, und aus Dank dafür erbot sich der Mojave, ihnen eine reiche Goldmine zu zeigen. Nach einigem Zögern folgten sie ihm auch. Am dritten Tage erreichten sie eine tiefe Schlucht in der Höhenregion nördlich von Peeples' Canyon. Ein klarer Wasserstrom rieselte unter einem Felsen hervor, und zwei oder drei kleine Cottonwood-Bäume wuchsen daneben. Der lahme Indianer deutete nach Westen und sagte: „Dort ist's." Dann warf er sich auf den Boden und rollte sich eine Cigarette.

Die Orgeldreher aber eilten in der bezeichneten Richtung einige Hundert Yards weiter, und richtig! in einer Seitenschlucht glänzten ihnen Spuren eines reichen Goldlagers aus dunkelfarbigem Gestein in der Nachmittagssonne entgegen. Die Italiener füllten mehrere Säckchen mit Stücken Quarz und Goldkörnern, mußten aber vorläufig den Ort verlassen, da ihnen die Nahrungsmittel ausgingen.

Sie bedeckten aber Alles sorgfältig, machten sich eine Karte von dem Platz mit zugehörigen Notizen und brachen dann auf, nach Wickenburg zu; sie reisten während der Nachtstunden, um einen Angriff seitens der Hualapais, Feinde der Mojaves, zu vermeiden. Wohlbehalten gelangten sie bis nach Tres Alamos Springs, wo sie nachteten; schon sehr früh Morgens wollten sie die Tour nach Wickenburg fortsetzen, sich dort mit frischen Vorräthen versehen und dann sogleich umkehren und den großen Schatz gründlich heben. Den alten Mojave hatten sie noch bei sich. Aber in der Nacht wurden sie wirklich von vier Hualapais angegriffen, welche zwei der Italiener und den alten Mojave umbrachten. Der Einzige, welcher entkam, kehrte zurück, als die Angreifer aus Furcht vor den Soldaten des benachbarten „Camp Date" hastig geflohen waren, verbrannte die Leichen seiner Gefährten (die sonst von den Cojoten aufgefressen worden wären), vergrub die besagte Karte und Notizen in einem Metalltäfchen unweit der Quelle, nahm die Goldsäckchen, die er noch finden konnte, an sich und setzte ganz allein seine Reise durch die Wüste fort.

Mehrere Tage darauf wurde seine Leiche im Wüstensand von einem Fuhrmann gefunden. Der Unglückliche hatte sich verlaufen und war trotz des bischen Wasser, das er in seiner Feldflasche mitgenommen, bald ein Opfer des Durstes und der Hitze geworden. Seine steifen Finger hielten noch die Beutel mit dem Goldquarz und einen Zettel, welcher kurz von der Tragödie und der Mine sprach. Der Fuhrmann aber verfolgte die Geschichte nicht weiter; er hielt die Worte auf dem Zettel für Ausgeburt von Fieberphantasie und die ganze Gegend war damals sehr unsicher. Jenes vergrabene metallische Kästchen soll vor Kurzem von einem Viehhirten gefunden worden sein — ob die Goldmine gefunden wird, bleibt noch abzuwarten.

Die herrenlos gewordenen Affen der Orgeldreher aber paßten sich allmählich den Verhältnissen dieser Region an, lebten wahrscheinlich von Wildhonig, Mesquitebohnen und Wurzeln und haben sich mit der Zeit sogar vermehrt.

Wörtlich.

Prinzipal (zum neuengagirten Hausknecht): „Also merken Sie sich, Johann, wenn irgend jemand kommt, ich bin nicht zu Hause."

(Eine halbe Stunde später.) Prinzipal: „Haben Sie mich denn nicht rufen hören, Johann?"

Johann: „Gewiß, Herr Prinzipal, aber ich dachte, Sie wären nicht zu Hause."

Ein Pferd von einer Schlange verschlungen.

Was eine „Boa constrictor" alles verschlingen kann, darüber berichtet Mr. Gardner eine erstaunliche Thatsache in seinen „Reisen durch Brasilien". Die Boa kommt in der ganzen Provinz Goyaz häufig vor und findet sich besonders an den bewaldeten Ufern der Seen, Sümpfe und Ströme. „Manchmal", so erzählt der Verfasser, „erreichten die Riesenschlangen die ungeheure Länge von 40 Fuß. Die größte, die ich jemals sah, fand sich an dieser Stelle; aber sie lebte nicht mehr. Einige Wochen vor unserer Ankunft in Cape konnte man das Lieblingsreitpferd von Senhor Lagoeira nicht finden, obgleich es auf der Weide nicht weit vom Hause gewesen war, und obgleich man die ganze Hazienda gründlich absuchte. Kurz darauf ging einer seiner Vaqueiros durch den Wald und sah eine Riesenschlange in der Gabelung eines Baumes, dessen Zweige sehr zum Wasser herabneigten, hängen. Sie war todt, war aber augenscheinlich lebend von der letzten Fluth erfaßt worden, und da sie sich in einem Erschlaffungszustand befand, hatte sie sich nicht aus der Baumgabel ziehen können, ehe die Wasser fielen. Sie wurde von zwei Pferden aufs freie Land gezogen und maß 37 Fuß. Als man sie öffnete, fand man die etwas zerbrochenen Knochen eines Pferdes und das halb verdaute Fleisch. Die Kopfknochen waren unbeschädigt, woraus man schloß, daß die Boa das ganze Thier verschlungen hatte. Alle Arten Schlangen können unglaubliche Mengen verschlucken. Ich habe oft eine Schlange von der Dicke meines Daumens gesehen, die einen Frosch so dick wie meine Faust verschlang, und einmal tödtete ich eine vier Fuß lange Klapperschlange, die nicht sehr dick war, die drei Frösche verschluckt hatte. Dadurch war sie an den Seiten so aufgeschwollen, daß sie an dieser Stelle zweimal so dick war wie an den anderen Theilen. Ich habe auch eine sehr dünne Schlange, die auf Hausdächern umherkriecht, eine ganze Fledermaus verschlingen sehen, die dreimal so dick wie die Schlange selbst war."

Bäume als Leiter der drahtlosen Telegrahie.

Wie der Elektro-Techniker berichtet, ist es dem Major Squire vom amerikanischen Signalkorps gelungen, festzustellen, daß man mit Hülfe von Bäumen Depeschen drahtloser Telegraphie auffangen und sie weiter befördern kann. Er kam zu dem Ergebniß, daß die Bäume als metallische Fühlhörner angesehen werden können und die Baumstämme als Leiter für die Entladungen der elektro-magnetischen Ströme dienen. Bei hoch oszillirenden Strömen verhalten sich die Blätter wie metallische Leiter. Major Squire hat auf diese Weise auf Entfernungen von 2 und 3½ englische Meilen Depeschen übermittelt. Um die elektromagnetische Entladung der Bäume zu beweisen, ist folgender Versuch ausgeführt worden: Es wurden zwei Nägel in einen Baumstamm geschlagen und dazwischen wurde ein Telephon aufgehängt; dann konnte man am Hörrohr ganz deutlich das Strömen der Elektrizität aus dem Baume wahrnehmen.

Wie man ehemals reiste.

Einem Tagebuche aus dem Jahre 1838 entnehmen wir folgende damals zeitgemäße Betrachtung: Von Berlin nach Königsberg fährt man jetzt ganz bequem mit der Eilpost in 3 Tagen. Als Friedrich der Erste im Jahre 1700 dahin ging, sich die Königskrone aufzusetzen, bedurfte er 12 Tage; denn beide Hauptstädte waren durch keine fahrbare Straße verbunden, wenn sie nicht der Winterfrost schuf. Tiefer Sand, Moräste und Knüppeldämme wechselten miteinander. Die Reise bei Thaupetter im Winter zu machen, erforderte so viel Muth wie ein Zug der alten deutschen Kaiser über die Alpen nach Rom. Die Brüche und Niederungen der Oder und Weichsel setzten so große Hindernisse entgegen, wie diese eisbedeckten Berge. Alle Pferde des Berliner Marstalls waren dazu etappenweise aufgestellt, aber doch noch 30,000 requirirt worden, um die 300 bis 400 Staatswagen, Kutschen, Küchen- und Rüstwagen dahin fortzubringen. Und wie es dahin ging, so war es auch bis zum letzten Viertheil des 18. Jahrhunderts fast auf allen anderen Straßen, ja selbst noch im Anfange des 19. fand sich auf den meisten nicht viel besseres vor. Erst seit 1815 ist darin eine allgemeine Thätigkeit wahrzunehmen gewesen, die nur einmal wieder ganz in Schatten gestellt sein wird, wenn sich überhaupt statt der Chausseen Eisebahnen durchkreuzen!

Individuelle Diagnose.

Der alte Medizinalrath Knackfuß ladet die älteren Mediziner seines Korps immer ein, den von ihm ertheilten Sprechstunden beizuwohnen, da dies für ihre Studien sehr förderlich sei. Heute hat nun Studiosus Schwappler dieser Einladung Folge geleistet. Es erscheint ein hübsches Backfischchen. Der Professor fordert Schwappler auf, einmal selbstständig zu handeln.

„Wo fehlt's, Fräulein?"

„Ich leide seit heute früh an einem heftigen bohrenden Kopfschmerz sowie an Appetitlosigkeit, verbunden mit fortwährendem leichten Brechreiz!"

„Haben Sie's denn schon mit einem Häring probirt?"

Nicht nöthig.

Elschen: „Karline, was machst Du denn mit dem Fisch?"

Köchin: „Waschen will ich ihn."

Elschen: „Aber so dumm — weißt Du denn nicht, daß die Fische im Wasser leben; die sind doch gar nicht schmutzig."

Höhere Forderung

Verehrer: „Sie ahnen nicht, bis zu welchem Grade ich Sie liebe! Für Sie würde ich mit Vergnügen jeden Augenblick sterben!"

Ballerina: „O, dagegen habe ich nichts; ich glaubte schon, Sie wollten mich heirathen!"

Offenherzig.

Leutnant (zum neuen Burschen): „Du bist mir von Herrn Leutnant v. Bärentatz sehr warm empfholen worden! Du sollst weder seinen Wein getrunken, noch seine Cigarren geraucht haben! Ist das wahr?"

Bursche: „Zu Befehl! Serr worr! Worr auch wirklich gorr nix do!"

Unterdrückter Schmerz.

Der kleine Robert: „Ach Mama, ach Mama!"

Mutter: „Was hast Du denn, mein Kind, warum weinst Du denn so?"

Der kleine Robert: „Ach, Mama, ich bin gestern so hingeschlagen und habe mich schrecklich gestoßen."

Mutter: „Na darum brauchst Du doch heute nicht zu weinen."

Der kleine Robert: „Na, gestern warst Du doch nicht zu Hause!"

Mißverstanden.

Mutter: „Aber Fritz, wie oft habe ich Dir schon gesagt, daß Du Dir die Nase wischen sollst!"

Fritz: „Ja, Mama, das hab' ich nicht nachgezählt."

Im Eifer.

„Im Vertrauen gesagt: Sie sind schon der neunzehnte Arzt, den meine Frau wegen ihres Leidens konsultirt!"

„Einen zwanzigsten soll sie nicht mehr nöthig haben."

Verfehlter Beruf.

Major (zum Reserve-Leutnant, der Amtsrichter ist und dem es absolut nicht gelingen will, seinen Zug auszurichten): „Na, mein lieber Leutnant, wer Sie zum Richter gemacht hat, der kann's wahrhaftig nicht verantworten?"

Die Kunst im Leben des Kindes.

„Na, Frau Maier, was will denn Ihr Junge eigentlich werden?"

„Der will Maler werden."

„Ach ne doch, die Annie und die Marie sind ja wohl bei's Theater, da haben Se ja lauter künstliche Kinder!"

Gute Versorgung.

„Herr Müller, darf ich mir erlauben zu fragen, wie es Ihrem Bruder in der Schweiz geht?"

„Danke, sehr gut, der hat eine feine Stellung, der sticht mit dem Finger die Löcher in den Schweizerkäse!"

Zarter Wink.

Herr: „Ich bin sicher, liebes Fräulein, daß Sie an jedem Finger dieses reizenden Händchens wenigstens zehn Bewerber haben."

Dame: „Ein einziger, der die ganze Hand nehmen möchte, wäre mir lieber . . ."

Der malitiöse Diener.

Parvenu: „Wissen Sie denn noch nicht, daß man Briefe für die Herrschaft auf einer silbernen Platte hereinbringt?"

Diener: „Das weiß ich allerdings, aber daß Sie das auch schon wissen, konnte ich unmöglich ahnen!"

Abgeblitzt.

Freier: „Sie dürfen es mir glauben, gnädiges Fräulein, ich habe lange geschwankt, bevor ich mich entschlossen habe, Ihnen Herz und Hand anzutragen . . . !"

Fräulein: „Sie sind sehr gütig, aber — schwanken Sie nur ruhig weiter!"

Zweierlei Gesichtspunkte.

Dr. med. A.: „Guten Tag, lieber Kollege! Lange nicht gesehen! Wie geht's der Familie?"

Dr. med. B.: (mit einem glücklichen Lächeln): „Danke, alles gesund!"

Dr. med. A.: „Und was macht die Praxis?"

Dr. med. B. (mit einem tiefen Seufzer): „Danke, auch alles gesund!"

Gut eingeführt.

Gastwirth (der einen Hausknecht sucht, ins Vorzimmer blickend): „Nanu, sind Sie denn der einzige, der sich auf meine Annonce meldet?"

Bewerber: „Bewahre — es waren schon sechs hier, als ich eintrat, die habe ich aber gleich alle miteinander die Treppe hinuntergeworfen!"

Gemüthlich.

Zuchthausdirektor: „Wo kommen denn Sie schon wieder her?"

Gauner: „Eine schöne Empfehlung vom Herrn Staatsanwalt!"

Der junge Rechtsanwalt.

„Wie geht es Dir in Deiner jungen Praxis?"

„Ach, von einer Ohrfeig' leb' ich jetzt schon eine Woche!"

Boshaft.

Tourist (der in einem überfüllten Dorfwirthshaus kein Bett bekommt): „Haben Sie nicht wenigstens ein Bündel Heu für mich?"

Wirthin (ärgerlich): „Nix is mehr da als a bißl kalter Braten!"